Die schwarze Marie.

Eine heitere Erinnerung an Kaiser Wilhelm den Ersten hat ein Freund der „Nat.-Ztg." in Tirol in der Großglocknergegend entdeckt. Dort befindet sich inmitten der gewaltigen Natur, etwa 5000 Fuß hoch, ein einsames Unterkunftshaus, das eine würdige alte Jungfrau bewohnt, und welches sich die Wirthschaft „Zum Lucashansel" betitelt. Die treffliche Dame bewahrt unter anderen Heiligthümern einen Brief unseres Generalpostmeisters Excellenz v. Stephan, der uns in Abschrift vorliegt und dessen lustiger Inhalt gerade jetzt actuell erscheint. Herr v. Stephan schreibt folgendermaßen an Fräulein Marie Baumgarten in Ferleiten:

Berlin, 5. Juli 1889.

Liebe schwarze Marie!

Bis jetzt hatte ich noch immer gehofft, auch dieses Jahr mit meiner Frau und den beiden Mädels in die Fusch kommen zu können, da wir dann wieder über die Pfandelscharte gehen wollten. Aber heute hat der Doctor entschieden, daß wir an die See gehen sollen, und so werden wir übermorgen nach Helgoland abreisen. Dieses ist, wie du weißt, eine einsame Felseninsel in der Nordsee, nicht länger und breiter als vom Lucashansel bis zum nächsten Wasserfall, und heißt eigentlich Heiligland, weil die 11,000 Jungfrauen mit der heiligen Ursula auf ihrer weiten Reise einst dahin gekommen sein sollen. Mancher glaubt das nicht, aber, wenn man sieht, wie viele Jungfrauen aus Amerika heute reisen und selbst zu Euch in die Ferleiten kommen, so kann es doch wahr sein.

Liebes Moidel! Ich wollte Dir noch schön danken für den allerliebsten Brief, den Du vorigen Winter aus Sennkirchen geschrieben hast; er hat mir und den Meinigen große Freude gemacht und ich habe ihn schon verschiedenen Deiner Bekannten vorlesen müssen. Denn Du bist jetzt schon eine berühmte Person geworden, besonders seitdem unser lieber alter Kaiser damals auf der Reise nach Gastein Deinen Schnurrbart bemerkt und Dich unter die Husaren hatte einrangiren wollen. Courage genug würdest Du dazu gehabt haben und wärest dann am Ende noch Wachtmeister-Marie geworden.

Ich gehe Ende August nach Loser und dem steinernen Meer, und in die Leoganer Steinberge, wieder auf den Gamsbock. Dann kann ich wenigstens zu Euch hinüberschauen:

„Dort wo die weißen Berge hinauf zum
Himmel rag'n,
Grad' als wollten's was dem lieben
Herrgott sag'n" —

In Berlin haben wir heuer a Malefizhitzen gehabt — da hätte ich gern Deine leckern Stanitzeln gegessen. Nun behüt Di Gott, liebstes Moidel! und daß Du bald wieder schreiben thust. Grüß mir den Postsecretär im Unterrock, meinen schönen Collegen mit die großen schwarzen Kugelaugen.

Dein alter Freund
v. Stephan.

Steckt der Löffel noch vorn in Deinem Mieder?"

Die letzte Bemerkung dieser humorvollen Epistel bezieht sich darauf, daß jede Bäuerin des Pinzgaus zu ihrer sonstigen originellen, farbenreichen Nationaltracht einen silbernen Eßlöffel im Mieder stecken hat. Kaiser Wilhelm war zuletzt — und darauf bezieht sich Herrn von Stephans Erinnerung — im Jahre 1887 in Gastein, bei welcher Gelegenheit er von diesem nach Ferleiten geführt wurde. Nach der vorstehenden Schilderung scheint Frl. Marie Baumgartner ein interessantes Seitenstück zu der berühmten „schwarzen Liese" bei Gastein zu sein, die gleichfalls Kaiser Wilhelm und andere gekrönte Häupter in ihrem Häuschen gesehen hat.

— Anläßlich der Vermählung der Erzherzogin Marie Valerie erzählen ungarische Blätter folgendes hübsche Geschichtchen: Im verflossenen Winter, als die Erzherzogin bereits Braut war, ging sie mit einer Hofdame durch die Gassen von Gödöllö. Auf dem Wege begegnete ihr ein hübsches Bauernmädchen. Sie blieb stehen und fragte das Bauernmädchen: Wohin gehst Du?" „In die Spinnstube." „Ich möchte auch spinnen lernen." „Nun, ich unterrichte Sie gern." „Ich gehe also mit Dir in die Spinnstube." Unterwegs sagte darauf die Erzherzogin zu dem Bauernmädchen: „Du bist schon erwachsen, hast Du schon einen Zukünftigen?" „Ja wohl, aber ich behüte ihn sehr eifersüchtig, denn er ist jetzt Soldat." „Und warum bist Du denn eifersüchtig auf ihn?" fragte die Erzherzogin. „Weil ein Soldat Einem sehr leicht abgepfuscht wird." „Siehst Du", sagte die Erzherzogin, „ich bin auf meinen Zukünftigen nicht eifersüchtig; denn wisse, ich habe auch einen „Zukünftigen", und der ist auch Soldat." „Nun" — erwiderte das Bauernmädchen — „dann geben Sie gut Acht auf ihn, besonders wenn er ein schmucker Junge ist!" — Die Königstochter lachte über diese Naivetät, dann begab sie sich in die Spinnstube, nahm den Rocken zur Hand und lernte spinnen. Sie ging zu widerholten Malen hin. Inzwischen aber sorgte sie dafür, daß der Soldat des Bauernmädchens einen Brief erhielt, in welchem geschrieben stand, daß er sich ja nicht einfallen lasse, seiner Sari die Treue zu brechen, denn die Sari sei ein prächtiges Mädel.

— Sie ist ihr über! — Zwei Freunde, Hensel und Menzel, beide seit Kurzem verheirathet und in Wonne schwelgend, loben gegenseitig die Vorzüge ihrer Frauen. Denke Dir, sagt Hensel, wenn meine Frau ihr Haar öffnet, fallen die Spitzen fast zu ihren Füßen! Nur die Spitzen? erwiderte Menzel in verächtlichem Ton, ich sage Dir, wenn die meine das Haar löst, fällt es gleich ganz zur Erde!

— Spahn. Der Kaffee ist das Wasser — auf die Mühle der alten Jungfern.

Der Morphiumdämon.

Von Dr. M. Dyrenfurth.

Wenn eine bittere Nothwendigkeit es mit sich bringt, daß hier auf Erden der Schmerz sich unlösbar an unsere Ferse heftet, wie dankbar müssen wir der Natur sein, daß sie einen Stoff schuf, der wie kein anderer es vermag, ihm seinen Stachel zu brechen: das Morphium! Was wäre der Arzt ohne dies göttliche Mittel! Wie viele Leiden blieben ungeheilt, wie viele Schmerzen ungelindert ohne diese Himmelsgabe, diesen Freund in langwierigen, und Trostspender in unheilbaren Krankheiten. Wenn nur seine Wirkung immer gleichmäßig erquickend bliebe, und nicht öfters bei zu langem Gebrauch ein garstiger hinkender Bote nachkäme! Die Dosis, welche die ersten Male so schönen Erfolg hatte, versagt mit der Zeit und will gar nicht mehr recht wirken; sie muß bald mehr und mehr verstärkt werden. Darunter leidet wieder die Verdauung, der Appetit schwindet, die Darmthätigkeit stockt, der Magen verträgt gar nichts mehr, der Kopf wird wüst und eingenommen, wie nach einem Rausch. Da bleibt denn dem Arzt nichts übrig, als für längere oder kürzere Zeit dem Kranken seinen einzigen Schmerzbändiger zu entziehen.

Noch ein anderer Uebelstand haftet dem Mophium an; der, daß seine schmerzlösende Wirkung nicht alsbald, sondern nur allmälig eintritt; der Kranke muß zuweilen Stunden lang warten, bevor ihm das Mittel die ersehnte Ruhe verschafft — doch diese Langsamkeit der Wirkung galt bis in die Neuzeit hinein als unvermeidlich und mußte, den unschätzbaren Vortheilen gegenüber, die es brachte, mit in den Kauf genommen werden.

Da verbreitete sich vor etwa drei Jahrzehnten eine Erfindung über Europa und die ganze civilisirte Welt, welche der Morphiumwirkung eine früher nicht geahnte Sicherheit und eine wie auf Zaubersittige getragene Schnelligkeit verlieh. Das kleine Kästchen mit der Glasröhre und der hohen Stahlnadel befindet sich jetzt in der Hand jedes Arztes und leider auch vieler Laien, es hat Unzähligen die Schmerzen gestillt und selige Ruhe gebracht, aber wenige wissen den Namen ihres Wohlthäters. Alexander Wood, ein Edinburgher Arzt war es, der im Jahr 1853 die Erfindung der Einspritzung von Arzneimitteln, insbesondere von Morphium unter die Haut machte und zwei Jahre später veröffentlichte. Doch verging noch eine Reihe von Jahren, bevor die kleine und doch so wichtige Operation zum Gemeingut der Aerzte wurde und eine Beliebtheit erlangte, welche dringend der Einschränkung bedarf.

Der Gedanke, Arzneistoffe in das Unterhautzellgewebe zu Heilzwecken einzuspritzen, gehört zu den großartigsten Lichtblicken, seine Ausführung zu den herrlichsten Errungenschaften der Wissenschaft. Eigentlich hat schon Jenner mit seiner Schutzblatternimpfung, wobei ja auch ein fremdartiger Stoff, die Kuhpockenlymphe, mittelst einer kleinen Wunde unter die Haut gebracht und dem Körper einverleibt wird, diese Bahn beschritten, aber erst seit Wood hat man gelernt, auf derselben weiter zu gehen und auch andere Heilstoffe in den Organismus überzuleiten. Auf diesem Wege allein gelangt ein Arzneimittel rein und unverändert in die Säftemasse und vermag, durch gesättigte Lösung in den Raum weniger Tropfen zusammengedrängt, seine Wirkung rascher und zuverlässiger zu entfalten, als es durch irgend einen anderen Weg möglich ist.

Die „subcutane Injection" — so lautet nach dem Kunstausdruck das Verfahren, Arzneistoffe in das Zellgewebe einzuspritzen — hat sich schon einer großen Menge von Heilmitteln bemächtigt; die wichtigsten darunter sind: das Cocain, Philocarpin, Strychnin, Atropin, Curare, der Aether und das Morphium; letzteres ist das weitaus häufigste.

Die Form der Einspritzung vereinigt alle Vortheile und zeigt fast keinen der Nachtheile des innerlich genommenen Morphiums. Sie bewirkt die fast augenblickliche Aufsaugung des Arzneistoffes und einen fast wunderbar schnellen Erfolg desselben. Gewiß, man muß erstaunen, wenn man den Kranken, der eben noch von den wüthendsten Schmerzen gepeinigt wurde, sich fast sofort, höchstens zehn Minuten nach dem Einstich mehr und mehr beruhigt sieht; oft folgt nach kurzer Zeit der Schlaf, fast sicher aber ein Gefühl von Befreiung und Wohlbehagen, welches längere Zeit anhält. Der Schlaf ist in der Regel ein mehrstündiger und das Erwachen daraus ein freies, leichtes, gestärktes, während das innerlich gebrauchte Morphium bis zum Eintritt der Wirkung meistens eine Frist von 1—2 Stunden erfordert, und doch nicht selten ein Gefühl von Schwere und Wüstsein im Kopfe zur Folge hat.

Es gibt nur wenig Arten von Schmerzen, welche die Anwendung des Morphiums verbieten, oder wo sie nichts nützt, und in vielen Fällen heilt sie gänzlich oder lindert doch bedeutend. Der rheumatische, gichtische, nervöse Schmerz, das Asthma—über alle ergießt sich die Wohlthat der Morphiumeinspritzung, hier dauernde Genesung, dort wenigstens Besserung oder Linderung spendend. Ja, gerade in Krankheiten, die ihrer Natur nach unheilbar sind, weil sie auf immer weiter schreitenden organischen Zerstörungen beruhen, bewährt sich das Verfahren als unentbehrliches, segensreiches Hilfsmittel, als abendliches Ziel der Sehnsucht für Tausende von rettungslosen Kranken. Die Einspritzung versenkt ihren Schmerz in den Lethestrom für eine Reihe von Stunden und erstreckt ihren Segen noch über das Erwachen hinaus, ganz anders als das Chloralhydrat, welches nur für einige Stunden Schlaf schenkt und alsbald nach dem Erwachen das alte Weh unvermindert wieder zum Vorschein bringt.

Leider befindet sich das winzige Instrument, dessen leichte Handhabung sie den Aerzten abgeguckt haben, schon im Besitze zahlloser Unberufener, die, verlockt von seinen anfänglichen Wunderthaten, sich mit Leib und Seele dem Morphium verschrieben haben.

Jetzt wird schon im kleinsten Städtchen und auf dem Lande in gar vielen Schlössern und Pfarrhäusern injicirt, jahraus, jahrein, bei Tag und Nacht. Das Centigramm, das einst so herrlich wirkte, verfängt schon lange nicht mehr, nur durch dreiste und immer häufiger wiederholte Gaben läßt sich der Erfolg, das Gefühl der Erheiterung und Schmerzlinderung, aber nicht einmal der Schlaf noch fesseln. Mit dem Widerstand der Angehörigen wächst die Gier der Unglücklichen und die Schlauheit, mit der sie sich ihr Labsal zu beschaffen und den Ihrigen zu verbergen wissen. Ein schlesischer Magnat, der auch später an seiner Leidenschaft zu Grunde ging, hatte sich der Morphiummanie ergeben; seine Gattin entrang ihm mit Bitten und Thränen das Kästchen und bewachte ihn so sorgfältig, daß er zu Hause nicht mehr injiciren sollte. Nach seinem Tode indeß fand man im Park, in den Höhlungen vieler Bäume versteckt, eine Anzahl Morphiumkästchen und über ein halbes Pfund der dazu gehörigen Arznei, welche der Verstorbene von gefälligen Berliner Lieferanten sich besorgt hatte. Seine Spaziergänge im Park hatte er benutzt, um unbeargwöhnt seinem Hang zu fröhnen.

Die Morphiumgier nimmt jetzt in erschreckender Weise überhand und es sind ausschließlich die gebildeten Stände, in denen sie herrscht: Aerzte, Officiere, hohe Beamte, reiche Kaufleute. Im Laufe der letzten Jahre sind drei berühmte Professoren der Medicin an Morphiumsucht und ihren Folgen gestorben. Auch bei Frauen greift die verderbliche Leidenschaft um sich.

Wood's Erfindung hat die pathologischen Lehrbücher mit einem neuen Kapitel, überschrieben: „Die Morphiumsucht", bereichert. Nervöser Gesichtsschmerz, Migräne, Hüftweh, Rheumatismus, Asthma stellen die meisten Rekruten für dieselbe und die Armee wächst zusehends. Man spritzt, um den Schmerz zu vertreiben, man spritzt, selbst wenn die Schmerzen beseitigt sind, nur, um sich das angenehme Gefühl zu verschaffen, welches sie jedesmal dabei genossen hatten. Morphiumsüchtige steuern nicht nur auf ihren eigenen Ruin los, sie führen auch den der ihrigen herbei. Gatten werden gleichgültig gegen das Wohl der Familie, Frauen vernachlässigen den Haushalt, die Erziehung der Kinder; dem geliebten Morphium opfern sie das zugezählte Wirtschaftsgeld, mit erfinderischem Scharfsinn treiben sie die Mittel treiben um ihrem Moloch dienen zu können.

Der Morphiumsclave fühlt sich eine Zeit lang bei täglicher — oder allmälig täglich wiederholter Befriedigung seiner Lust wie neu geboren und mag nun auf seine Weihestunden selbst nach längst gehobener Veranlassung nicht mehr verzichten. Morphium wird der Hauptinhalt seines Denkens und Fühlens, das Ziel seines Lebens. Anfangs dauert die gehobene Stimmung, das Lustgefühl, den ganzen Tag an, doch bald hält es nur für Stunden vor, und es treibt den Morphiumknecht zu erneuter Befriedigung seines Giftthungers. Die Centigramme thun es nicht mehr, er braucht bald Decigramme, die für den Nichtgewohnten den Tod bedeuten.

Mancher bringt es den Tag auf 1 bis 3 Gramm, womit er seine Freuden bereitet. Doch erwacht er bald aus seinem Taumel mit wüstem, vollem Kopf in elendem, hinfälligem Zustand, aus dem er sich nur durch neuen Genuß zu retten und zu neuer Seligkeit zu erheben vermag. Es vergehen, je nach der Empfänglichkeit für das Gift, drei bis acht Monate und darüber, bevor offenbare Gesundheitsstörungen zum Vorschein kommen. Dann aber finden sich Trockenheit im Mund, Durst, Uebelkeit, Erbrechen, Herzklopfen, Appetitlosigkeit u. s. w. ein. Die Farbe der Haut wird blaß und welk, der Blick matt, das Gesicht verschwommen, der Gang unsicher und schwankend; die Hände und auch die Zunge werden von Zittern ergriffen. Der ganze Zustand verräth eine auffallende Aehnlichkeit mit der chronischen Alkoholvergiftung, nur daß bei dieser der Körper zur Fettansammlung hinneigt, während das Morphium beträchtliche Abmagerung mit sich zu bringen pflegt. Mit dem physischen Verfall des Morphiumspritzers geht aber auch der geistige und sittliche Hand in Hand, die Stimmung schwankt zwischen den weitesten Extremen; das Gedächtniß und die Willenskraft nehmen ab, die Klarheit des Geistes wird durch phantastische Gesichtserscheinungen getrübt. Mit diesem schlaffen, trägen Schwächling ist nichts mehr anzufangen. Der für seinen Beruf schon längst ganz untauglich, für seine Familie zum unnützen Ballast Gewordene endet gewöhnlich an Herzleiden, Entartung der Nerven oder allgemeiner Nervenlähmung.

Noch ein Umstand erweist schlagend die Aehnlichkeit der chronischen Morphiumvergiftung mit der durch Alcohol: der Ausbruch von Raserei und Tobsucht bei plötzlicher Entziehung des zur Leidenschaft gewordenen Genußmittels. Einem wegen Betrugs zu 24 Stunden Haft verurtheilten Wiener Photographen wurde, ehe er in die Zelle eintrat, ein Einspritzungsapparat weggenommen. Am nächsten Tage fand man ihn im Zustande höchster Aufregung, er lief in der Zelle umher, schrie, er werde wahnsinnig und war auf keine Weise zu beschwichtigen. Da nun seine Strafzeit abgelaufen wa, so entließ man ihn, indem man ihm die in Beschlag genommenen Gegenstände wieder aushändigte. Kaum war er im Besitz der letzteren, als er noch im Flur des Gefängnisses sich schleunigst eine Einspritzung beibrachte und frisch und munter das Gerichtsgebäude verließ.

Daß die Rettung eines eingefleischten Morphiomanen nicht in seiner Häuslichkeit sich vornehmen läßt, darüber sind alle Sachverständigen einig. Entziehungsversuche daheim, Vorstellungen, Ermahnungen haben stets einen kläglichen Erfolg. Mit List ist nichts zu machen; so klug sind die Kranken noch, daß sie den Betrug bald merken, wenn man ihnen statt der Morphiumlösung ein Fläschchen mit destillirtem Wasser in die Hand spielt. Nur in einer Anstalt mit energischer Leitung und steter ärztlicher Aufsicht kann die Entziehungscur durchgesetzt werden.

Ob aber ein plötzlicher Abbruch oder eine allmälige Verringerung vorzuziehen sei, darüber sind die Aerzte getheilter Ansicht. Es kommen nämlich in ersterem Falle geradezu furchtbare Katastrophen zum Ausbruch; die Kranken rasen und toben, verfallen in Krämpfe, versuchen Hand an sich zu legen und gerathen schließlich in einen Verfall, der das Aergste befürchten läßt und die sorgfältigste ärztliche Ueberwachung erfordert. Indessen die Krisis geht doch allmälig vorüber, und ist diese erst überwunden, dann hat der Arzt gewonnenes Spiel. Der Kranke lernt sich in seine Lage finden, die weinerliche Unthätigkeit verliert sich, die Thatkraft erwacht, die Gesundheit kehrt wieder; er verläßt mit den besten Vorsätzen, mit den heiligsten Schwüren die Anstalt. Leider schmelzen dieselben bei der Heimkehr gar oft wie der Schnee in der Mittagssonne; zu mächtig lockt der Reiz der verbotenen Frucht. Der Untergang ist besiegelt.

Eine Zeit lang glaubte man in Cocain-Einspritzungen ein wirksames Heilmittel gegen die Morphiumsucht entdeckt zu haben; die Kranken wurden in der That oft von diesem Laster geheilt, verfielen aber nunmehr in die Cocainsucht, die noch viel schlimmer ist — der Teufel wurde durch Beelzebub ausgetrieben.

Die Morphiumanie bildet heutzutage eine ernstliche Gefahr für das Wohl und den Wohlstand vieler Familien. Ihr wäre erfolgreich zu begegnen nur dann, wenn die Morphiumverkäufer gewissenhaft genug wären, ihre Schränke vor Unbefugten zu verschließen. Die Gesetze sind da und lauten streng: die Gewinnsucht verhöhnt sie und verwandelt eines der edelsten und wohlthätigsten Mittel in einen fluchbeladener Dämon.

Bierstuben mit Damenbedienung

kannte man in Berlin bereits vor mehr als 250 Jahren. Diese Einrichtung ist also keine Errungenschaft der Neuzeit, wie viele Leser zu glauben geneigt sein mögen. Jedenfalls war der Ruf der „Damenkneipen" damals ein anderer als heute. Eine alte Berliner Chronik aus dem Jahre 1620 erzählt, daß in der Lindenstraße ein Brauherr eine große Brauerei besessen, die das beste Berliner Bier fabricirt habe. In seinem fürstlich eingerichteten Wohnhause, damals die Zierde der Lindenstraße, ließ der Brauer sein „klebriges, braunes Naß", das aus vorzüglichem Hopfen und Malz bestand, verschleißen. Die Schankstube glich einem großen Saal, sie war mit den größten Bequemlichkeiten ausgestattet und mit Bildern und kurzweiligen Reimleins verziert. Das Anheimelndste in der Schenkstube jedoch war das achtzehnjährige „blonde Mariechen", eine schöne Baierin. So mancher tapfere Zecher kam weniger des Durstes als Mariechen's wegen in der Lindenstraße. Ihr Brotherr, der reiche verheirathete Brauer, war eifersüchtig, wenn die Gäste der schönen Baierin Aufmerksamkeiten erwiesen. Er stellte ihr nach, aber Marie blieb keusch und züchtig und wies die empörenden Anträge ihres Principals mit Verachtung zurück. Die schöne Kellnerin entfloh schließlich in einer Nacht, als es ihr Verfolger zum Aeußersten treiben wollte. Der reiche Brauer denuncirte nun seine Schleußerin aus Rache bei dem Gericht, indem er sie beschuldigte, ihm seine Kasse erbrochen und beraubt zu haben.

Der Wüstling sorgte natürlich dafür, daß man eine Menge Goldstücke in der Kammer des unschuldigen Mädchens fand. Die schöne Baierin wurde nach den damaligen Gesetzen zum Tode verurtheilt und vor dem Halleschen Thore in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge vom Leben zum Tode befördert. Ihre letzten Worte waren: „Ich sterbe unschuldig, aber mein Blut wird nach dem Tode Den anklagen, um Den es unschuldig geflossen. Gott helfe mir, Amen!" Die meisten Berliner glaubten von Anfang an nicht an die Schuld der Angeklagten. Die Gäste aus der prächtigen Kneipe in der Lindenstraße zogen sich nach und nach ganz zurück. Den Brauereibesitzer traf nun ein Unglück nach dem andern. Zuletzt fiel er in einen unheilbaren Wahnsinn. In einem unbewachten Augenblicke entfloh er seinen Wächtern, stürzte sich aus einem Fenster auf die Straße und er fand auf der Stelle seinen Tod. Die Chronik von 1620 nennt auch den Namen des Brauers, den jedoch unser Berichterstatter verschweigt, weil Nachkommen jenes Mannes in der Reichsstadt leben, die sich des besten Leumundes erfreuen. Ein Erbe, so schließt die Chronik, hat später das Haus in der Lindenstraße niederreißen lassen, damit mit dem Hause das Denkmal einer Blutschuld verschwinden sollte. Des umfangreichen Grundstückes Grund und Boden wurde zu guten Zwecken verschenkt.

— Vergiß mich nicht. Buchdrucker: Wünschen Sie auf den Rechnungs Formularen vielleicht Ihre Initialen angebracht? Schneidermeister: Nein, aber einen großen Vergißmeinnicht Strauß!

— Ablehnung. Onkel: Aber Karl, bess're Dich doch endlich, geh' in Dich! — Student: Ach, Onkel, ich würde dann doch erst recht außer mir gerathen.

Taschenspieler.

Es wird Einem heutzutage recht leicht gemacht, dem Taschenspieler in die Karten zu blicken. Eine Anzahl von Zauberapparatenhändlern verkauft uns alles, was wir begehren: Hölzer, Becher, Ringe, Brillen, falsche Karten, Doppelthaler u. s. w., und fügt jedem Instrument höchst liebenswürdig eine „Gebrauchsanweisung" bei. Ungezählte Bücher, vom dünnen Jahrmarktsheft aufwärts bis zum bildergeschmückten Prachtwerk machen sich anheischig, ihre Leser in die Geheimnisse der schwarzen Kunst einzuweihen. Aber alle diese Bücher und Gebrauchsanweisungen, wenige ausgenommen, sagen nur, worin ein Tric besteht, nicht wie er gemacht wird, ganz abgesehen von dem Umstande, daß gerade die interessantesten Kunststücke von den Adepten verheimlicht oder wenigstens blos gegen besonders hohe Preise abgegeben werden. Apparate und Beschreibungen enthüllen nicht den Kern der „modernen Magie". Denn wenn man weiß, wie es zugeht, daß ein Thaler verschwindet, so weiß man noch garnichts: man wird sich trotzdem Hunderte von Malen gerade mit diesem Tric täuschen lassen; und wenn man genau nach der Vorschrift denselben Griff ausübt, so wird man damit allein nicht den mindesten Erfolg erzielen.

Was die Prestidigitation zur Kunst der Täuschung macht, ist nicht die technische Außenseite, sondern der psychologische Kern. Die sinnreiche Ausnützung gewisser seelischer Fähigkeiten wiegt unvergleichlich schwerer, als alle Fingerfertigkeit und Maschinerie. In einem lesenswerthen Aufsatze „Zur Psychologie der Taschenspielerkunst", welchen Max Dessoir vor einiger Zeit in „Nord und Süd" veröffentlichte, müht sich der Verfasser mit großem Scharfsinn, diese Thatsache zu erweisen und theoretisch zu zergliedern. Was in seinem Aufsatz fesselt, ist die hübsche Schilderung der Gesellschaft, deren Thun und Treiben ihn in wissenschaftlicher Art beschäftigt, und in dieser Schilderung finden sich viele anekdotische Züge von Taschenspielern besseren Schlages, welche man zu den Meistern ihrer Zunft rechnen kann.

Man darf die Geschichte der Taschenspielerkunst in drei Abschnitte theilen. Von den Anfängen des egyptischen Priesterthums an bis zu dem Beginn des Mittelalters reicht jene erste Epoche, in der die wirkliche Erzeugung scheinbar unmöglicher Vorgänge mit dem Anspruch höherer Kräfte hervortritt. In eine zweite Epoche gehören die Gaukler des Mittelalters und der Neuzeit, denn sie gestehen, daß es bei ihren Zaubereien mit natürlichen Dingen zugeht. Der dritte Abschnitt endlich datirt erst von dem Anbruch unseres Jahrhunderts. Hier treten zum ersten Male die Taschenspieler auf die Bühne, sie werden in die Gesellschaft aufgenommen, sie eignen sich eine gewisse Bildung an, lassen alles Jongleurhafte aus ihrem Programm fort und arbeiten mit Karten, Geldstücken u. dergl. mehr. Nur gelegentlich noch macht ein nomadisirender Gaukler von sich reden. So der Signor Castelli, der in den zwanziger Jahren Europa auf einer wandernden Schaubühne durchzog und überall mit seiner Ankündigung, einen lebenden Menschen aufzehren zu wollen, großes Aufsehen erregte. Des Räthsels Lösung bestand darin, daß der rohe Kerl wirklich sein Opfer in den Arm zu beißen begann, worauf der Betreffende sich begreiflicher Weise schleunigst empfahl und somit die Ausführung des Experiments unmöglich machte.

Die Taschenspieler besserer Art, meist Franzosen und Italiener, nannten sich physiciens oder escamoteurs, die Bezeichnung Prestidigitateur stammt von Jules de Rovère. Der Bedeutendste war unstreitig Comte. Franzose vom Scheitel bis zur Zehe, leistete er viel in geschmackvoller Anordnung und liebenswürdiger Darbietung. Er behauptete beispielsweise einmal, er wollte sämmtliche anwesenden Damen escamotiren. Darob natürlich Schrecken und Heiterkeit unter den Herren. Comte beruhigte sie mit der Versicherung, er werde es schon zu ihrer Zufriedenheit einrichten, griff dann mit den leeren Händen in die Luft und zauberte eine Fülle schönster Rosen aus dem Nichts hervor. Er fuhr (französisch) fort: „Ich versprach, alle anwesenden Damen zu escamotiren und zu verwandeln; konnte ich das in besserer Art thun? Sie alle in Rosen zu verwandeln, hieß das nicht die Copie dem Original darbieten? Sagen Sie, meine Herren, ist es mir gelungen?" Nun ging er an die Vertheilung: „Mein Fräulein, hier eine Rose, die Sie vor Neid haben erröthen lassen." Vor einer anderen hübschen jungen Dame verwandelte sich die Blume bei der Ueberreichung in Coeur-Aß, und der galante Hexenmeister fügte hinzu: „Bitte, mein Fräulein, legen Sie die Hand auf's Herz... Sie haben nur ein Herz, nicht wahr?... Verzeihen Sie mir diese Frage, denn wohl Ihnen, daß Sie nur eins haben, Sie könnten sie alle besitzen."

Einen Fortschritt in der Entwickelung unserer Kunst kennzeichnen die Namen Philippe und Torrini. Bei seiner Anwesenheit in Rom war Letzterer — ein italienischer Edelmann, den widrige Verhältnisse in die Laufbahn des Prestidigitateurs gestoßen hatten — zu einer Vorstellung vor dem Papst aufgefordert worden. Zufällig sah er am Tage vorher bei einem Uhrmacher eine kostbare Uhr, von der dieser versicherte, sie sei das einzige Pendant zu der berühmten Uhr des Cardinals X. und erst gestern aus Paris angekommen. Torrini kaufte den Chronometer für den respectablen Preis von 12,000 Francs, nachdem er dem Uhrmacher Stillschweigen auferlegt und sich versichert hatte, daß der Cardinal seiner Vorstellung beiwohnen werde. Am Schluß gedachter Vorstellung machte er nun folgenden Coup. Er bat sich einnen recht kostbaren und womöglich nur einmal auf der ganzen Welt vorhandenen Gegenstand aus; diese Bitte hatte zur Folge, daß der Cardinal auf des Papstes Wunsch, wenngleich mit sichtbarem Widerstreben, dem Künstler die Uhr aushändigte. Jetzt ließ sich Torrini Mörser und Stößer geben und zerstampfte zum Entsetzen der Anwesenden das unersetzliche Kleinod in tausend Splitter. Der Cardinal erklärte mit etwas unruhiger Stimme, daß von einer Vertauschung nicht die Rede sein könne, da er in den Resten Stück für Stück sein Unicum wiedererkenne; in Wirklichkeit jedoch war natürlich das jüngst entstandene Pendant vernichtet worden.

Diesen Augenblick allgemeinster Aufregung benutzte der Künstler, um unbemerkt die echte Uhr in die Tasche des Papstes gleiten zu lassen und sobald Stille eingetreten war, forderte er die Versammlung auf, ihm eine Persönlichkeit zu bezeichnen, welche sicherlich nicht im Einverständniß mit ihm stände. Wie gewünscht, deutete Alles auf den Papst. „Nun wohl," fuhr Torrini fort, indem er einige mysteriöse Bewegungen machte, „ich will, daß die Uhr wieder hergestellt sei und sich in der Tasche Sr. Heiligkeit finde." Der Papst griff sofort mit deutlich zweifelnder Miene in die Tasche und zog selbstverständlich die Uhr hervor, welche er dem Besitzer einhändigte. Man kann sich denken, welches Aufsehen der kecke Streich in Rom erregte! — Torrini hat die theuere aber originelle Reclame niemals bereut. Die Genannten alle, auch Philadelphia, Döbler und Bosco und die unzähligen Nichtgenannten werden um Hauptes Länge überragt durch den „Klassiker der Taschenspielerkunst", durch Robert-Houdin. Derselbe hat seine Lebensschicksale in einem Buche erzählt, das wegen seines fesselnden, bunten Inhaltes und der Anspruchslosigkeit der Darstellung eine angenehme Lecture bietet. Ein Jahrmarktsgaukler deutscher Abkunft gab dem zehnjährigen Knaben einen ersten Begriff der Taschenspielerei, ein Buch belehrte ihn später über die wichtigsten Kunstgriffe. Wie er dann sich fortbildete und schließlich zum Entsetzen seiner Familie in die Laufbahn des Escamoteurs eintrat, darüber gibt seine Biographie Aufschluß.

Als Houdin sich einen Namen als Prestidigitateur erworben, führte er eine wichtige Reform ein. Er verbannte nämlich die bisher üblichen verhangenen langen Tische und setzte an ihre Stelle die unbedeckten kleinen Servanten. Ebenso warf er die excentrischen Costüme der anderen Escamoteure in die Rumpelkammer und erschien im einfachen Frack. Houdin legte den größten Werth darauf, die Täuschung zu einer möglichst vollständigen zu machen. Ein Beispiel dafür. Das Kunststück, eine Person an einer Stange scheinbar frei schweben zu lassen (während sie in Wirklichkeit durch einen corsetähnlichen Halter gestützt wird), erfand er zu einer Zeit, wo alle Welt vom Aether sprach. Er brachte also den Tric damit in Verbindung, indem er die Person durch Riechen an einer Flasche scheinbar narcotesirte. Die Flasche war natürlich leer, aber hinter der Bühne wurden in demselben Augenblick ein paar Tropfen Aether vergossen, so daß ein schwacher Duft in den Zuschauerraum hineindrang und die Illusion beträchtlich erhöhte.

Die, welche Houdin am besten copirten, waren Ernst Basch und Mellini, heute in Hannover ansäßig: haben bereits vor Jahren ihrer Kunst Valet gesagt.

— Unlängst traf ein Bauer den Schulmeister auf dem Felde und fragte ihn: „Ist's noch Euer Ernst, Herr Lehrer, was Ihr gestern den Kindern gesagt habt: „So Dich Jemand schlägt auf Deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" Der Lehrer erwiderte: „Gewiß! Denn so steht es im Evangelium." Da gab ihm der Bauer eine Ohrfeige auf die rechte Backe und eine zweite auf die linke. Er hatte nämlich schon lange einen Groll gegen den Lehrer. In diesem Augenblick ritt der Gutsbesitzer in der Nähe vorbei, sah herüber und befahl seinem Reitknecht: „Schau doch nach, Josef, was die Zwei dort miteinander haben." Als der Reitknecht heransprengte, gab der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauern seinerseits zwei Ohrfeigen und sagte: „Es steht auch geschrieben: Mit welcherlei Maß Ihr messet, wird Euch wieder gemessen werden. Ein vollgerüttelt und überflüssig Maß wird man in Euren Schooß geben", und mit diesen Worten gab er dem Bauern noch ein halbes Dutzend weiterer Ohrfeigen. Da kam der Reitknecht zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr, sie legen einander nur die heilige Schrift aus."

— Ein berühmter Schriftsteller vermochte, wenn ihm ein boshafter Witz oder eine schlagfertige Antwort einfiel, solche nicht zu unterdrücken, selbst wenn es auf Kosten seiner besten Freunde ging. Eines Tages veröffentlichte er in seinem Blatte ein Epigramm auf ein zanksüchtiges Weib. Die Verse fanden großen Beifall und wurden viel belacht. Bald darauf begegnete ihm ein hochstehender Gönner, der von dem Epigramm hatte erzählen hören, und bat ihn um ein Exemplar der betreffenden Nummer. „Wozu wollen Sie die Schilderung erst lesen", war die Antwort, „Sie besitzen ja das Original." Natürlich war die Freundschaft für immer aus!

— Vom Wiener Hofoperntheater schreibt das „N. W. T.": „Im Zuschauerraume der Hofoper wurde jüngst allgemein über — Kälte geklagt. In der That war die Temperatur im Theater niedriger, als auf der Straße, und namentlich in der niederen Region der Füße war es empfindlich kühl. Ein Theater im Sommer, in welchem man friert, ist gewiß eine Seltenheit. Dabei war das Haus nicht etwa leer, sondern ausverkauft. Die Ventilatoren hatten eben des Guten etwas zu viel gethan." Auch nicht übel!

Englische Kinder.

In einer Reihe von Aufsätzen über englisches Leben und englische Sitte, die Dr. Maximilian Mayer in der Wiener „Neuen Freien Presse" veröffentlicht, entwirft der Verfasser u. A. auch folgende Schilderung der Jugend Großbritanniens:

Englische Kinder sind in der Regel Prachtbilder der Gesundheit, Schönheit und Kraft, und sie bleiben so bis etwa zum vierzehnten Jahre, wo sich die weibliche Linie abzweigt. Die Eigenthümlichkeiten der Race, als Nationalstolz, Muth und Erwerbssinn, treten früh hervor. Ein Kind, das erkrankt ist, wird eine noch so wohlschmeckende Medicin, kein stärkendes Getränk annehmen, ohne sich für jeden Löffel eine halbe Krone oder mehr, je nach den Umständen der besorgten Eltern, zahlen zu lassen; weiß es zufällig, daß sein Leben in Gefahr schwebt, so tritt entsprechende Preiserhöhung ein. Ich kenne einen Fall, wo der kleine John Bull für jeden Tropfen Brandy, den der Arzt in seine Tasse zu träufeln befohlen hatte, 18 Pence forderte und erhielt. Als ich dies unter Engländern erzählte, bedeutete man mir, daß dies etwas ganz Gewöhnliches sei. Vielleicht ging aber diese Verhätschelung nicht zu allen Zeiten so weit, wie jetzt.

Ein alter Herr bemerkte jüngst beim Nachtisch: „Ich habe zeitlebens keinen guten Apfel vorgesetzt bekommen; denn in meiner Jugend bekamen die Kinder immer das Schlechteste und jetzt kriegen sie stets das Beste." Diese Emancipation der Kinder, um die sich alles im Hause dreht, läßt sich nun zwar in der ganzen europäischen Welt beobachten. In England erhält sie aber noch einen besonders picanten Beigeschmack durch die Schule und die Stellung der Schüler zum Lehrer. Wo Knaben und Mädchen schon im zartesten Alter zu so hoher Selbstständigkeit angehalten werden, weite Strecken allein auf der Eisenbahn fahren, Einkäufe und Besuche machen, ohne daß je Confusion oder Unfug daraus entstünde, da steht der Schüler von vornherein der Schule und dem Lehrer ganz anders gegenüber als bei uns. Der Zustand der Naivetät ist dort fast schon mit dem Lallen überwunden. Das englische Kind, namentlich der Knabe, hat nichts von dem Träumerischen des Deutschen, lernt außerordentlich früh um sich zu blicken, die Menschen und sich selbst beobachten.

Was ihm an wirklicher Unschuld fehlt, ersetzt er durch um so frühere Kenntniß der Gefahren, die in ihm und um ihn lauern. Die Zeitspanne bis zu der sehr frühen Körperreife, durchschnittlich dem vierzehnten Jahre, wird rasch und ohne merkliche Krise überwunden, und schon während derselben tönt ihm das Wort Gentleman, wohin die ganze Erziehung strebt, so oft entgegen, daß Selbstbewußtsein und independance alle kindlichen Neigungen zeitig erstickt. Man hört ihn selten oder gar nicht singen, und der deutsche Lehrer erscheint den zehn- und elfjährigen jungen Herren schon sentimental, oder wie es in seiner noch nicht parlamentarischen Sprache lautet als a fool. Die Phantasie, von Hause aus schon arm, wird durch kein Spielzeug beschäftigt; ein Mangel und ein Glück, wie man will. Seine Spiele sind dieselben wie die der größeren Knaben und Erwachsenen, Hand- und Fußball, Kricket, Tennis: alles ernsthafte „Partien" mit streng vertheilten und sich ablösenden Rollen, zum Theil auch mit Buchführung. Träumer und Schwächlinge können dabei nicht gebraucht werden. Die wenigen Naturen dieser Art ziehen allerdings Phantasiespiele, als Jagd, Räuber, Krieg vor. Während so gerade die Schwächeren sich in aufgeregten, ungeordneten Raufereien und Scheinkämpfen gefallen, vollführt die große Mehrheit in regelrechter Form Schlag auf Schlag, Stoß- und Laufbewegungen, alles ohne jeden militärischen Zwang (Drill Exerciren und Gymnastik sind unbeliebt), lediglich durch den Sinn für Ordnung und das leidenschaftliche ehrgeizige Interesse am Ausgang des Spieles. Mit der Gewandtheit wächst die Kraft, wachsen die Körperformen an Elasticität, Höhe und Muskelstärke, die das Staunen und den Neid der Nationen bilden.

— Aus dem Württemberger Unterland erzählt man den „M. N. N." folgende g'spassige Geschichte: Ein Bäuerlein fährt zweispännig zur Station und trinkt sich nach des Tages Mühen einen „ordentlichen" an. Dann wird der Bauer auf seinen Wagen gehoben und fährt tapfer der Heimath zu. Boshafte Hände hatten aber vorher den Gestellnagel entfernt und bald löste sich der Vorderwagen los. Die Pferde trabten damit lustig weiter; das Bäuerlein aber schläft in der stehen gebliebenen hinteren Wagenhälfte ruhig den Schlaf des Gerechten weiter, bis es von Vorübergehenden geweckt wird. Da reibt er sich die Augen, schüttelt den Kopf und thut den salomonischen Spruch: „Entweder bin i's, oder i bin's net. Bin i's, so han i meine Gäul verlora, bin i's net, dann han i a Wägele g'funda."

— Starker Vergleich. Zwei Studenten gehen Abends an einem Hause vorbei und hören aus einem Fenster des Hochparterres eine Dame mit schauerlicher Stimme singen. Rasch steigt der eine auf den Rücken des andern und ruft mit seinem Bierbasse, der die Dame erschreckt aufhören ließ: „Halts Maul, Nero! Hierher." Doch seinen Irrthum scheinbar gewahrend, entschuldigt er sich mit den Worten: „Sie entschuldigen mein Stören, gnädiges Fräulein, aber wir hörten eine bekannte Stimme und dachten, es wäre unser Corpshund!

— Der Spruch: „Erst prüfet, dann wählet", findet auf die Ehe keine Anwendung. Da wird erst die Wahl getroffen und die Prüfungen folgen nach.